

Familien-Gespenster

Die Familie

Die Familie der Mutter stammt aus einer ländlichen Region nördlich von Frankfurt. Dort lebten sie in einem winzigen Bauerndorf mit vielen Verwandten. Man kannte sich seit Generationen. Meine Mutter hatte 3 Brüder und 3 Schwestern.

In der Nazizeit waren die Grosseltern und die Verwandten aus religiösen Gründen gegen das Regime. Die christliche Praxis war lebensbestimmend. Die Kinder wurden vom Lehrer deswegen unter Druck gesetzt, besonders auch die Mutter und ihre Schwester, die jüdische Vornamen trugen.

Die Mutter galt als «arisch» - gross, blond, blauäugig und musste auch in den BDM.

Der Cousin der Mutter sowie eine Tante aus ihrer Familie wurden in Hadamar umgebracht.

Die Mutter heiratete 1950 den Vater, der als sogenannter «Nichtarier» ein Verfolgter des Regimes war. Er war traumatisiert.

Ich wurde 1952 geboren, 1954 die Schwester.

1955 übersiedelte die Familie in die Schweiz, der Vater konnte und wollte nicht mehr in Deutschland leben.

In diesem Bericht beziehe ich mich auf meine eigenen Erinnerungen und Erfahrungen und auf wichtige Abschnitte in meinem Bewusstwerdungsprozess, was meine Mutter und ihre Familie betrifft.

Deren Traumata wurden für mich erst relevant und kamen mir nahe, als sie dement wurde. Vorher war ich intensiv auf meines Vaters Verfolgungsgeschichte bezogen, - ich stützte ihn bereits als Kind; ich war die «Gedenk-kerze» in der Familie.

In der Klinik in Hadamar wurden von 1941 bis 1945 etwa 14500 Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen in der Gaskammer oder durch tödliche Injektionen oder durch Medikamente ermordet. Andere ließ man verhungern. Es waren psychisch Erkrankte und Menschen mit Behinderung, es waren Alte und Junge, Männer, Frauen und Kinder.

<https://www.gedenkstaette-hadamar.de>

1.

Als kleines Kind war ich oft lange bei den Grosseltern, da meine Eltern in M., einer zerbombten Grossstadt, sieben Jahre nach Kriegsende zusammen nur ein Zimmer bewohnten. Ich liebte den Hof mit den Kühen, Hühnern, Schweinen, Katzen und dem Hofhund. Dazu kam die grosse Verwandtschaft, die sich häufig bei den Grosseltern einfand.

Neben den Grosseltern, Onkel, Tanten, Cousinen und Cousins gehörten auch Grosstante T. und Grossonkel O. zur Verwandtschaft im Dorf. Grosstante T. war die Schwester meiner Grossmutter.

Grosstante T und Grossonkel O. waren die Eltern von K., dem später ermordeten Cousin der Mutter. Sie lebten mit ihrer Tochter L. und deren Mann G. in einem Haus zusammen; dazu kam dann noch die Enkelin E.

Jede und jeder war hier willkommen. Ich liebte es als Kind, bei diesen Menschen zu sein, die so ohne Stress gemächlich ihren Alltag in der Landwirtschaft lebten. Dagegen waren meine Grosseltern ständig am Arbeiten.

Grossonkel O. sass in der Ecke; er schimpfte oft auf den «Berchtesgadener Lump», Hitler, der ihm den Sohn genommen hatte. Ich verstand es damals als Kind nur schemenhaft, was damit gemeint war. Was ich verstand war, dass diese Bemerkung zur Nazizeit gefährlich war.

Grosstante T. bewegte sich langsam, sie war von grosser Körperfülle.

Der Krieg war emotional präsent. In der Nähe des Dorfes gab es amerikanische Militäranlagen. Manchmal konnte man nachts gegen den Himmel die Silhouetten der Raketen sehen, wenn diese aus den Bunkern herausgefahren

worden waren. Sie seien «auf den Osten gerichtet», hiess es. Es machte mir Angst, und ich spürte diese Angst auch bei den Erwachsenen.

2.

Am Feierabend kamen die Nachbarinnen und Nachbarn in die Küche der Grosseltern. Man sass um den grossen Tisch herum mit Strickstrumpf und Flickwäsche. Es wurde geplaudert und erzählt. Alle im Dorf kannten sich seit Generationen. Jedes Herzeleid, jede Krankheit, jedes Elend, jedes uneheliche Kind und jedes Glück wurden immer und immer wieder besprochen. Wer war aus dem Krieg heimgekommen, wessen Söhne waren gefallen, wessen Töchter im blühenden Alter von Tuberkulose dahingerafft worden, wer hatte wen geheiratet, wessen Geschäft hatte Erfolg. Und man ging ins Detail: Da war die Geschichte mit dem Gebiss, das man im Gesangbuch fand. Die offensichtlich zahnlose Grosstante hatte es aber strikt zurückgewiesen - es sei nicht ihres.

Die Begebenheiten wurden in Plattdeutsch berichtet, in einer Art von durchgängigem Narrativ. In diesem Wortteppich, der sich in der Küche neben dem Herd mit vielen vertrauten und einigen neuen Begebenheiten ausbreitete, wurde ich als Mädchen von Knie zu Knie weiter gereicht. Hin und wieder wurde ein besonderer Sarg erwähnt. Der Sarg war teuer. Denn es war doch Krieg, es starben so viele.... Und Hadamar...manchmal habe man es gerochen, je nachdem, wie der Wind stand. Was genau, verstand ich nicht. Ich spürte, dass sich dahinter viel Unausgesprochenes verbarg. Doch es «schickte sich nicht», nachzufragen, das habe ich früh verstanden - vielleicht auch, weil es bei meinem Vater mit gewissen Verfolgungsgeschichten auch so ähnlich war.

Tagsüber wurde ich dann auch manchmal losgeschickt, um einen Nachbarn oder eine Nachbarin zu holen, weil jemand sie am Telefon verlangte. Es gab im Dorf nur *ein* Telefon, und das stand beim Grossvater. Andere kamen und bestellten eine Verbindung beim Amt für ein Telefongespräch. Nur sehr wichtige Informationen rechtfertigten diesen grossen Aufwand. Auslandsgespräche waren eine Sensation. So gab es immer Leute, die zuhörten und kommentierten; die Gespräche wurden Teil der Dorfgeschichten.

Ich kann mich nicht erinnern, dass es dabei um jenes Unausgesprochene gegangen wäre.

3.

Die Geburtstage wurden in dieser Familie mit dem Dorf gefeiert. Es wurden grosse Mengen Torten gebacken und verspeist, dazu wurde Kaffee getrunken. Und es wurden Geschichten erzählt wie bei allen Treffen. Dabei wurde auch gern und ausdauernd über die Eigenarten anderer gelächelt, durchaus auch gelästert. So war die Leibesfülle von Grosstante T. ein beliebtes Thema. Das Murren ihres Mannes ebenso; dazu kam etwa die Tatsache, dass Tante L. bereits in jungen Jahren keine Zähne mehr im Mund hatte. Auch mein Vater wurde nicht selten herablassend «besprochen».

Ich selbst hinterfragte das Ganze lange Jahre nicht.

Niemand zeigte grosses Mitgefühl oder stellte einen Zusammenhang zwischen der Ermordung des Sohnes und Bruders und dem Zustand der engsten Familie her. Dass Großtante T. etwa aus diesem Grund eine Essstörung entwickelt hatte oder dass ihre Tochter, nachdem sie ihren geschundenen Bruder in Anstalten mit Wärtern und Ärzten in weissen Kitteln erlebt hatte, keine weissen Kittel mehr ertrug, wurde nicht zum Thema gemacht. Auch der Gang zum Zahnarzt war für Grosstante T.'s Tochter aus diesem Grund unerträglich und unmöglich. Ob jemand in der Familie einen Zusammenhang mit dem, was K. geschehen war, herstellte, weiss ich nicht.

Auch ich selbst habe erst vor einigen Jahren verstanden, wie traumatisiert diese Familie war! Das beschämt mich noch heute sehr. Ich hatte doch Jahrzehnte die jüdische Verfolgungsgeschichte der Familie aufgearbeitet! Und trotz dieses Hintergrunds, trotz meines Wissens, meinen Erfahrungen und der Therapie kam mir dieses Trauma erst vor einigen Jahren nah. Es war das Problem meiner Mutter und ihrer Herkunftsfamilie. ***Es ging mich aber nicht wirklich etwas an.***

4.

Man sprach manchmal davon, wie schwer Mutters Cousin K. als Kind an Enzephalitis erkrankt war. Danach habe er noch in der Landwirtschaft helfen können, als er ein junger Mann war. Mit der Schule sei es aber nicht mehr gut gegangen. So konnte er z.B. nicht mehr schreiben.

Als die Nazis kamen, war K. auf einmal nicht mehr «richtig»: Menschen wie er wurden unter ihrer Herrschaft in Anstalten eingeliefert, sie galten nun als «lebensunwert». Die Familie wehrte sich – er half doch auf dem Hof!

Als eines Tages K., während sein Vater den Stall säuberte, die Schweine auf dem Feld beaufsichtigen sollte, kam es auf tragische Weise zu einem für ihn folgenreichen Unfall. Da kam ein junger Mann mit einer ungeschützten Sense vorbei, der ihn zu ärgern begann, indem er ihm immer wieder die Schweine auseinandertrieb. K. rannte

hinter den Tieren her, trieb sie immer wieder zusammen. Doch der junge Mann hörte nicht auf. K. wurde wütend und rannte schließlich hinter dem jungen Mann her, weil er ihn daran hindern wollte, ständig die Schweine zu vertreiben.

Als der junge Mann daraufhin davonrannte, stürzte er und das ungeschützte Sensenblatt verletzte ihn schwer. Er starb an seinen Verletzungen. Und: Er war der Sohn eines Vertreters der «neuen Zeit»! Man beschuldigte K., ihn ermordet zu haben. Beides hatte für ihn und seine Familie verheerende Folgen.

K. wurde in eine Anstalt eingeliefert. Man nannte ihn Mörder. «Unwertes Leben», so hiess es damals sowieso. Die Familie besuchte ihn und kam verzweifelt von den seltenen und sehr kurz gehaltenen Besuchen zurück. Er wurde geschlagen, bekam kaum etwas zu essen. Er weinte bei diesen Besuchen, flehte, mitgenommen zu werden. Meine Mutter war als Jugendliche manchmal mit dabei. Sie erinnerte sich stets mit Entsetzen an diese Besuche.

Die Mutter berichtete auch von Besuchen bei Tante E. in der Anstalt. In diese war sie gebracht worden, weil sie an Depressionen litt. Die Tante wurde in der Familie allerdings seltener erwähnt. Und erst vor Kurzem erfuhr ich von der Schwester meiner Mutter, dass Tante E., wenn sie besucht wurde, immer ihre schwarzen Schnürschuhe auf Hochglanz geputzt und gesagt habe: «Ich komme mit euch heim». Doch sie musste dortbleiben.

Über sie wurde erzählt, sie sei depressiv geworden, weil ihr Verlobter sie verlassen hatte. Dies habe sie nie mehr überwunden.

Wann sie ermordet wurde, weiss ich bis heute nicht. Dazu wurde zu selten über sie gesprochen.

5.

Die Nazis im Dorf waren bekannt; auch nach dem Krieg lebten sie dort weiter. Mit gewissen Leuten lebte man nach 45 etwas mehr auf Abstand. Keiner von denen, die K. in die Anstalt gebracht hatten, war je vor Gericht gestellt worden. Dies wurde innerhalb der Familie zur Kenntnis genommen und so auch darüber gesprochen. Es war so, man konnte es nicht ändern.

Da wir in der Schweiz lebten, konnten die BesucherInnen bei uns offener über gewisse Dinge sprechen. Man musste nicht fürchten, dass ein Nachbar, eine Nachbarin unversehens zur Türe hereinkam! Doch auch hier kann ich mich während meiner Kindheit nicht an Gespräche erinnern, die tiefer als sonst gegangen wären, wenn es um die Familie von K. ging.

Ich verstand nicht, dass es in *meiner Familie* zwei Angehörige gegeben hatte, die den Krankenmorden zum Opfer gefallen waren. Ich empfand dies als Leid der mütterlichen Familie; ich selbst lebte stärker im Schatten des väterlichen Traumas. Ich glich ihm auch äusserlich, teilte seine intellektuellen Vorlieben und war von Kind an seine Stütze. Die Krankenmorde verschwanden dahinter. Meine Schwester, die der Mutter glich, wurde mit deren Herkunftsfamilie identifiziert. Ich habe jedoch nie von ihr gehört, dass die Familie von K. sie besonders beschäftigte.

6.

Mitte der 70iger Jahre unterrichtete ich in B., einer deutschen grösseren Stadt an einer grossen Realschule Religion. Man betonte zu Beginn, dass ich mich als Schweizerin nicht zur deutschen Politik äussern dürfe.

Eines Tages fragten mich Schüler nach der Bedeutung des Wortes Euthanasie. Ich erklärte, es bedeute eigentlich «schöner Tod», doch sei das Wort kontaminiert - von den Nazis. Diese hätten unter diesem Begriff Menschen mit Behinderungen umgebracht.

Am nächsten Morgen wurde ich vom Direktor vorgeladen. Er erklärte mir wütend, er habe mir doch verboten, mich zu deutschen Themen zu äussern. Er habe von mehreren Eltern Telefonanrufe erhalten – ihre Kinder hatten sie auf die Nazizeit und die Krankenmorde angesprochen. Er schrie – ich verfiel in Schockstarre und konnte mich nicht äussern.

Vor der Türe traf ich einen Geschichtslehrer, dem ich das Ganze berichtete. Er meinte, dies sei nicht verwunderlich. Der Direktor habe unter den Nazis eine gewisse Stellung innegehabt und sich nicht wesentlich von den damaligen Werten distanziert.

Ich stellte damals noch keinen Zusammenhang mit der eigenen Familie her.

7.

Als ich einmal als Erwachsene mit der Mutter den Friedhof im kleinen Dorf der Grosseltern besuchte, erzählte sie mir von K' s Grab und seiner Ermordung in Hadamar. Bei einem anderen Grab hiess es dann: «Und hier ist

der, der ihn dorthin gebracht hat». Auf diesem Grabstein stand «Daheim beim Herrn»; die Mutter betrachtete den Stein und kommentierte dies dann nur mit «das hättest du gern!» – Das sagte sie mit grosser Wut, was mich damals überraschte. Sollte man nicht verzeihen?! – Hatte man das in unserer Familie nicht immer wieder betont?!

Später, als die Eltern im Alter in die Einliegerwohnung in unserem Haus gezogen waren, lebte ich mit ihnen und meiner Familie unter einem Dach auf dem Land. In dieser Zeit erzählte meine Mutter zunehmend mehr von K. So erfuhr ich, dass 1941 die Nachricht aus Hadamar kam, er sei an einer Krankheit gestorben. Die Mutter war erst 14 Jahre alt, als sie damals meine Grossmutter und Grosstante nach Hadamar begleitete, um den Toten nochmals zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen.

Sie erinnerte sich daran, wie gross und düster die Klinik war und wie bedrohlich der Zugang in die Klinikräume ihr damals erschien, wie dieser über eine schmale steile Treppe nach oben führte - wie über eine Art Hühnerleiter, so beschrieb es die Mutter immer wieder. Pfleger hätten ihnen den Zutritt verboten. Die Grossmutter sagte, dass die Pfleger sie sogar ausgelacht hätten, als sie K. nochmals sehen wollten.

Zur Begründung hiess es, er habe eine Infektionskrankheit gehabt, darum habe man ihn kremieren müssen. Man werde ihnen die Asche zusenden, wurde ihnen zugesichert, auch einen Totenschein würden sie erhalten. So erzählte es später die Mutter. Sie berichtete, wie kalt ihnen gewesen sei, der Grossmutter, der Grosstante und ihr, wie schrecklich verzweifelt sie alle waren.

In einem Gasthaus wollten sie sich dann aufwärmen und fragten dort nochmals nach, was in der Klinik eigentlich geschehen würde. Was ging dort vor sich, was wussten die Leute? Die Menschen schwiegen und brachten sie durch Zeichen zum Schweigen. Die Mutter erinnerte sich: «Doch ein Mann erzählte uns dann vor der Türe, es kämen immer wieder Busse, später steige Rauch auf aus dem Kamin, die Busse führen leer wieder weg».

Zuhause suchte die Grosstante einen grossen Sarg aus. Niemand in der Familie habe sie davon abbringen können. Es kam dann eine Art Schachtel, angeblich mit der Asche des Toten. Es kam ein Totenschein mit einem angeblichen Todesdatum und einer angeblichen Todesursache. Man legte die Schachtel in den grossen Sarg und grub ein grosses Grab und legte den Sarg hinein.

Viele Menschen des Dorfes standen dabei, manche trugen auch Uniform.

Der Grossonkel redete danach nur noch vom Berchtesgadener Lump, diesem Hitler, der ihm den Sohn genommen hatte. Das war gefährlich - man musste ihn immer wieder zum Schweigen bringen.

8.

Auch als meine Eltern bei uns einzogen und ich mehr von K. hörte, war lange lediglich das Trauma meines Vaters mein Thema. Ich beschäftigte mich intensiv mit seiner Geschichte, die ich als Teil meiner Geschichte empfand. So arbeitete ich von Studienzeiten an zu Antijudaismus und Antisemitismus. Und später war ich mehr als 10 Jahre in einer Second Generation Group für Nachkommen Überlebender der Shoah. Ich lebte intensiv mit den Traumafolgen meines Vaters und empfand mich ganz und gar als zu seiner Geschichte zugehörig. Auch meine Kinder erlebten den Grossvater im Schatten dieses Traumas. Meine Schwester hielt sich von diesem Thema fern. Die Krankenmorde kamen in meinem Kontext damals insgesamt nur am Rande vor.

Die Mutter erzählte auch immer wieder, wie sie mit meinem Grossvater zusammen auf der Bank vor dem Haus gesessen sei - das war einige Zeit, nachdem K. fortgebracht worden war – und der Lehrer nach den Ferien zu ihnen gekommen sei und den Grossvater gefragt habe, was es denn Neues geben würde. Dieser habe ihm geantwortet, dass ein junger Mann gestorben sei und ein anderer nun ein elendes Leben habe. Mehr habe er nicht gesagt. Nach einigen Minuten seien dann Vertreter der Gestapo gekommen und hätten die Mutter, eine 13Jährige, und ihn hierzu verhört – getrennt – damit sie sich nicht absprechen konnten. Sie wollten genau wissen, was der Grossvater dem Lehrer gesagt habe. Die Mutter war ein Kind, sie wusste nicht, was sie ihnen sagen sollte, um den Vater nicht zu gefährden ... am Ende sagte sie, was der Vater gesagt hatte. Und er sagte dasselbe. Das war ihrer beider Glück.

Und nach dem Krieg habe man eben mit «diesen Leuten» weiter zusammenleben müssen, fügte sie auf Nachfragen hinzu.

Als Erwachsene fragte ich die Mutter mehrmals nach diesem Erlebnis. Sie erzählte stets, dass sie schreckliche Angst davor gehabt habe, dass die Leute von der Gestapo ihren Vater ins Gefängnis bringen würden.

Noch später berichtete sie vom Bund Deutscher Mädel, und dass man ihnen dort gesagt habe, dass man die Starken nicht auf Kosten der Schwachen einschränken dürfe. Und vom «reinen, nordischen Blut» habe man dort

gesprachen. Sie war gross, blond, blauäugig, gesund, kam vom Bauernhof. Sie war «richtig und gut». Aber da war K. - da war E.; da waren die Nazis. Als junger Mensch werde man wie betrunken, wenn die Anführer der Gesellschaft und die Lehrer sagten, dass man zur Elite gehöre, einfach so. Weil man so geboren ist, weil man ist, wie man ist. Man brauche nichts Besonderes zu tun, zu leisten ... Menschen wie sie galten als perfekt. Gross, blond, blauäugig. Dagegen wurde die Familie zeitweise verdächtigt, doch sogenannte «Nichtarier» in der Familie zu haben, da ihre Schwester dunkelhaarig war, dunkle Augen hatte und dazu auch noch einen biblischen Namen trug. Man hatte dann aber schließlich belegen können, dass dies auf die hugenottische Herkunft der Familie zurückzuführen sei.

9.

Die Anstalt Hadamar öffnete nach langen Querelen ihre Archive in den 90iger Jahren. Als ich dies im Internet entdeckte und es der Mutter erzählte, bat sie mich inständig, zu K. eine Anfrage einzureichen. So schrieb ich dann für die Mutter einen Antrag auf Akteneinsicht zu K. Ich tat dies auch aus wissenschaftlichem Interesse und speziell für die Mutter, emotional war ich damals weniger betroffen. Aber ich spürte, dass das Thema näherkam und mich zunehmend irritierte.

Die Antwort war karg - weder die Todesursache noch der Todestag im Totenschein waren zutreffend. Sonst waren alle Daten vernichtet worden. Dass er ermordet worden war, wusste die Mutter schon lange, aber dass nicht einmal das Todesdatum stimmte, machte sie betroffen. Sie sprach lange mit mir über K. und wie sie mit der Grossmutter und Grosstante nach Hadamar gereist war. Das Grauen dort. Und der Sarg - dieser grosse Sarg...! Sie bat mich, den Ausdruck mit der Auskunft der Schwester weiter zu geben. Dies war ihr wichtig. Ich erinnere mich allerdings nicht, dass wir jemals zu Dritt darüber gesprochen hätten oder meine Schwester und ich.

Ich empfand damals diese beiden Opfer immer noch lediglich als Mutters Familienangehörige, nicht als meine.

Die Mutter rutschte langsam immer mehr in die Demenz. Sie lebte immer mehr im Damals: in der Zeit des Krieges und der Nazis. Und damit wuchsen auch ihre Ängste. Sie war sich sicher, dass man sie in einer Institution ermorden würde. So wie K. und E.. Nie wolle sie in ein Heim! Sie nahm mir als ihrer Tochter das Versprechen ab, dass sie nie ins Heim müsse. Denn ein Heim war für sie ein Ort der Todesangst, der Gewalt und Bedrohung, des gewaltsamen Todes. Sie drohte, sich in diesem Fall zu suizidieren. Die Schwester meinte, die Vorbereitung zu einem solchen Schritt sei ihr nicht mehr möglich - kognitiv.

Es kam zu Diskussionen zwischen meiner Schwester und mir darüber, wo die Mutter gepflegt werden sollte. Sie plädierte für ein Heim, ich für die Pflege daheim. Diese übernahm ich dann auch. Ich sah mich ausserstande, die Mutter dieser Angst auszuliefern.

Ich las Bücher über Demenz und Traumata und wurde als pflegende Angehörige zu einer internationalen Konferenz zum Thema Demenz und Trauma eingeladen, um über meine Erfahrungen mit der Pflege des Vaters zu sprechen. Anlässlich dieser Konferenz erhielt ich weitere Informationen zu Traumata der Elterngeneration.

Nun begann ich, über Krankenmorde zu lesen. Die Nazis hatten die Krankenmorde Euthanasie genannt, schöner Tod. Mehr als 100 000 Menschen waren ihr zum Opfer gefallen. Ich besprach mich später auch mit Spezialisten und fragte sie: Was bedeutete es, ein Familienmitglied von zwei grausam Ermordeten zu sein? Was bedeutete es, wenn Familienmitglieder zu «unwertem Leben» erklärt worden waren? Was bedeutete es, wenn man bei all dem keine Therapie bekommen hatte – und wer aus der Generation der Mutter hatte schon eine Therapie bekommen?! Ich stellte Fragen und schämte mich dafür, all dies nicht früher gefragt zu haben. Ich erfuhr viel über Angst, Stress, körperliche und seelische Folgen, die durch Generationen weitergegeben werden. Ich suchte Hilfe und entdeckte andere Betroffene.

Verschiedene BerufsbeiständInnen besuchten die Mutter daheim. Und jedem und jeder berichtete sie ausführlich von K., auch dem Gerontologen. Ich begründete meinen Willen zu ihrer Pflege gegenüber diesen Personen mit ihrer Angst und ihrem Trauma - und damit, dass ich davor ja auch schon 4 Jahre Vater gepflegt hatte, - ich hatte eine Ahnung, worauf ich mich einliess.

Ich forderte auch Entlastung ein. Aus finanziellen Gründen gestand man mir diese von Seiten der Beistandschaft nur unzureichend zu und drohte mir damit, meine Mutter zwangsweise ins Heim einzuweisen, wenn ich nicht einwilligen würde. Dies tat ich dann notgedrungen.

Die Mutter fühlte sich damals schrecklich ausgeliefert. Sie sass etwa im Spital mit schreckensweiten Augen im Bett, wenn Menschen mit weißem Kittel an ihr Bett traten. Da bat man mich dann mit einer gewissen Verlegenheit, sie doch bitte wieder mit nach Hause zu nehmen. Ich könne sie jederzeit wieder zurückbringen, aber diese Todesangst ...! Ich verstand und holte die Mutter wieder heim.

Die Beistände kümmerte dies nicht, vielleicht fehlte es da auch an zeitgeschichtlicher Kenntnis und dementsprechend zuordnungsfähiger Kompetenz.

10

Meine Generation der mütterlichen Seite besteht aus 33 Cousinen und Cousins. Doch nur eine Cousine, sie ist Psychologin, und ich redeten mehr über die schwere Last in unserer Familie und tun dies auch heute noch. Auch das Thema Krankenmorde kam hierbei und kommt auch bis heute zwischen uns immer wieder auf. Wir versuchten auch, den Namen der beiden Ermordeten auf der Tafel für Naziopfer in der Dorfkirche anbringen zu lassen. Dies wurde von der ersten Generation sowie vom Pfarrer abgelehnt, - man befürchtete Unruhe im Dorf! Denn dort erzählte man lange - teilweise heute noch - K. habe den jungen Mann ermordet.

Ich habe gut nachvollziehen können, woher diese Behauptung kam und kommt. Eine solche Behauptung macht es den Nachkommen derer, die mitverantwortlich waren oder geschwiegen haben so viel leichter, mit diesem Krankenmord umzugehen! Und sie gibt eine Begründung dafür ab, dass es doch «nicht so schlimm» war, was da in Hadamar zu jener Zeit geschah - und auch schon in den Jahren zuvor - in dieser schrecklichen Anstalt! Die Familie weiss, dass nicht wahr ist, was ihm da unterstellt wurde – doch man sieht keine Möglichkeit, dagegen vorzugehen. Es ist eben so! Merkwürdig fand ich immer, dass die Personen, die K. einen Mord unterschieben, sich offensichtlich nicht an ihrer eigenen Logik stören: es wäre also ok., in diesem Fall einen Menschen zu vergassen?! Und wenn dem so wäre - und nach der Naziideologie war es so -, was ist dann mit all den andern, die am 13.1.41 mit K. ermordet wurden? Und nach ihm? Die Methode in diesem Versuch, sich so entlasten und die Mitschuld an K` s Ermordung auslöschen zu können, ist ziemlich durchsichtig.

Aber auch in der Familie gibt es Widerstände, wenn auch ganz anderer Art. Einige aus dem engsten Familienkreis meinten, zwei Ermordete ergäben noch lange kein Traumata. Und so lehnten diese auch als Begründung für die Todesangst und Verzweiflung der Mutter ab - ebenso wie das Anliegen, dass man für K. und E. Stolpersteine legen sollte. Manche befürchteten, dass die Nachkommen der Nazis im Dorf daraufhin Probleme machen könnten. Man hatte doch so lange geschwiegen und nicht nach Verantwortlichen gefragt. Man wollte vergessen – die Opfer sollten vergeben! Nur nichts aufrühren. Hierzu wird/ wurde auch teils die Religion ins Feld geführt. Vergabung als Christenpflicht.

11.

Es ist schwer, die Fakten zu akzeptieren. Noch schwieriger ist es, mit der emotionalen Ebene umzugehen und diese nicht abzuwehren. Eine Cousine und ich sprechen häufig und intensiv über das Familienerbe, wir haben seit Jahren einen engen Kontakt. Sie war auch einmal hier, als meine Mutter das Horst Wessel Lied lauthals sang – wir konnten sie nicht stoppen. Meine Mutter meinte am Ende des Liedes, es sei schrecklich – aber sie habe es als junger Mensch so oft singen müssen! Die Erinnerung an Damals war zu stark.

Diese Cousine hat auch Hadamar besucht, die Ausstellung und die Gedenkstätte. Ein weiterer Cousin hat ebenfalls Kontakt dorthin aufgenommen, nachdem er von mir mehr Informationen erhalten hat.

Bei den Geburtstagsfeiern werden, soweit ich das mitbekomme, immer noch dieselben Geschichten zu K., der Grosstante, dem Grossonkel und ihrer Tochter L. erzählt.

Die anderen Angehörigen mütterlicherseits haben wenig Kontakt mit mir. Eine von den Cousinen hat ein heute erwachsenes Kind mit Behinderung. Bei einem unserer seltenen Telefongespräche fragte sie nach meinem Vater. Ich erzählte von den Stolpersteinen für seine Familie und auch darüber, dass etliche Familien in der dortigen Stadt für ihre Angehörige, die in Hadamar ermordet wurden, keine legen lassen möchten. Sie weinte daraufhin sehr.

12.

Immer noch waren K. und Tante E. nur Familie der Mutter für mich. Dann wurden im Dezember 2019 die Stolpersteine in L. gelegt für die Familie des Vaters. Ich wurde dazu eingeladen, aus diesem Anlass mit SchülerInnen zu arbeiten und ihnen einen Vortrag zum Leben des Vaters zu halten. (Er war bereits verstorben.) Eine Verantwortliche der Vorbereitungsgruppe erzählte mir, man habe auch Familien gefragt, ob man für ihre in Hadamar

ermordeten Angehörigen Stolpersteine legen könne. Alle hätten abgelehnt. Als ich ihr dann erzählte, in unserer Familie gebe es auch Krankenmorde – bei der Mutter - und sie dann nachfragte «Also in Deiner Familie?» – war es das erste Mal, dass ich diese Zugehörigkeit vor mir selbst wirklich akzeptierte. Sie gehörten zu **meiner Familie**. Es war ein Schock. Sie gehörten **auch zu meiner Familie**. Es traf mich tief. Sie gehören zu mir.

Dabei habe ich einen Sohn, der seit Jahren Palliativpatient ist. Und dessen Vater (von dem ich seit 30 Jahren geschieden bin und mit dem wir keinen Kontakt mehr haben) nach Beginn der Erkrankung des Sohnes zu ihm sagte: «Dein Grossvater hätte zu dir gesagt, unwertes Leben!» (Dieser Grossvater war ein höheres Mitglied der Waffen-SS.)

Ich habe spät gelernt, dass K. und Tante E, auch meine Familie sind – auch diese Menschen gehören zu mir. Ich bin immer wieder beschämt, dass ich mich so lange von ihrem Leid distanziert habe! Nicht nachfragte, mich mit den erzählten Geschichten zufriedengab. Und nicht anerkannte, dass diese Krankenmorde nicht nur meine Mutter in der Demenz belasteten, sondern auch mich und andere in den nachfolgenden Generationen. So fragte mich etwa meine Enkelin mit fünf Jahren (mit Blick auf die jüdischen Familienmitglieder) einmal «was tun wir, wenn wieder ein Adolf kommt?»

13.

Nach sieben Jahren konnte ich die Mutter nicht länger zu Hause betreuen, sie bekam ein Delir, brauchte Medikamente und professionelle Hilfe. Die Medikamente dämpften die Erinnerung; vielleicht half die Demenz nun auch, zu vergessen. Sie fand sich daraufhin in Frieden im Heim zurecht und fürchtet nun auch nicht länger, dort ermordet zu werden. Zurzeit zeigt sie dort keine Angst mehr davor.

Kürzlich sprachen wir über ihre Jugend und sie sagte laut: «Ein Reich, ein Volk, ein Führer!» Solche Sätze sind in ihr immer noch präsent!

Manchmal zünde ich eine Kerze für K. und E. an. K.'s Todestag ist der 13. Januar.

Ich habe zwei Enkel und muss ihnen oft von früher erzählen. Die Enkelkinder lieben die Geschichten vom Wind in den Tannen, von den Kühen, Schweinen, Hühnern, den Menschen um den Tisch am Holzherd und ihren Geschichten. K. und E. bleiben sorgsam ausgespart. Noch.

Die Enkelin war mit ihrer Mutter, meiner Tochter, mit dabei, als man in L. für unsere verfolgten jüdischen Familienmitglieder die Stolpersteine legte. Sie lebt in Berlin, dort gibt es viele davon und sie weiss, wofür sie stehen. Es war sehr bewegend für mich, dass dort drei Generationen miteinander standen - und nun **dieses** Erbe weitertragen. Auch meine Cousine war mir dort eine grosse Stütze.

Meine Schwester hat mich nie weiter nach alledem gefragt; ich erzähle es deshalb auch von mir aus nicht. Wir gehen sehr unterschiedlich mit den Traumata in unserer Familie um.

Vor Kurzem habe ich lange am Telefon mit E., der Nichte von K., gesprochen. Es war ein sehr offenes, beeindruckendes Gespräch. Sie berichtete mir, dass auch sie in der Familie kaum auf die Krankenmorde angesprochen wird, sie selbst aber sehr offen damit umgeht. Ich bedaure, dass ich nicht früher den Kontakt mit ihr gesucht habe.

Als Kirchenfrau beschäftigt mich auch sehr die Tatsache, wie zäh der Umgang der Kirchen mit den Krankenmorden ist. Man zeigt wenig Bereitschaft, das Thema auch für die Ausbildung und die Seelsorge aufzuarbeiten und aufzubereiten. Fast alle Täter und Täterinnen waren christlich sozialisiert, dazu auch fast alle Opfer! Welche Hilfe bietet die Kirche deren Nachkommen an? Bis jetzt geschieht dies kaum. Von Seiten der Gedenkstätte sollen in absehbarer Zeit Nachkommen-Gruppen in Hadamar eingerichtet werden. Ob die Kirchen sich hier dann miteinbringen werden, - finanziell - personell? Wer weiss. Angebracht wäre dies schon deshalb, weil es nicht wenige kirchliche Institutionen für Menschen mit Einschränkungen gab, die von den Krankenmorden betroffen waren (etwa in Bethel) und die bis heute bestehen.

Ich sehe es als meine Aufgabe an, an geeigneten Stellen auf die Krankenmorde und die davon betroffenen Familien hinzuweisen und nutze mein Netzwerk dazu. Ich engagiere mich zudem für eine bessere Versorgung von vulnerablen Menschen durch Kommunikations- und Lobbyarbeit.

Ich glaube, dass sich dieses Engagement von mir auch aus den Erfahrungen der Krankenmorde in der Familie sowie der jüdischen Verfolgungsgeschichte speist.